

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

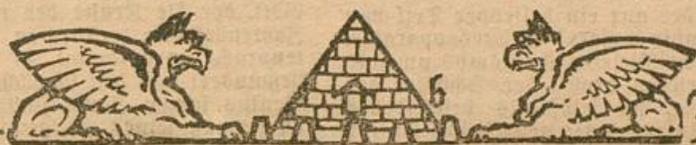
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

30.7.1922 (No. 31)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 31



30. Juli 1922

Mar Dreßler / Ricarda Buch: Entpersönlichung.

Eine geniale Frau erhebt Anklage gegen den Geist unserer Zeit, gegen die Kultur der neueren Zeit, die Zeit der Herrschaft des sterilen Verstandes, des kalten Egoismus und des lähmenden Materialismus. Die ewige Anklage des einzelnen Edlen gegen die Gemeinheit der Masse. Zu solcher Anklage ist die Frau wahrlich in erster Linie berufen und aufgerufen, deren warmes liebevolles Gemüt unter der herrschenden Eiseskälte einer Verstandeswelt am schmerzlichsten leiden muß, die mit dem Blick genialer Freiheit die furchtbaren Irrtümer einer bornierten Verstandeswelt durchschaut, deren ganze lebendige Persönlichkeit sich aufbäumen muß gegen die trostlose Sklaverei und Entwürdigung eines leblosen, lebentötenden Mechanismus, der das Beste, das Wahre und Lebensvolle in uns zerdriückt unter seinen gefühllosen Rädern. Wir bewundern die zurückhaltende Ruhe und Beherrschtheit der Sprache, in welcher der so tief berechtigte Abscheu gegen diese fremde, falsche Kultur nur gelegentlich in einem kräftigen, höhnischen Wort zum Ausdruck kommt; so wenn sie von den Eltern des Francis Bacon spricht, die diesen Herold der Neuzeit hervorgebracht haben, den Teufel, der unsere Welt verdorben und die Menschheit in diese trostlose Sackgasse hineingeführt hat, nämlich einer höchst gelehrten Mutter und dem Vater, dem „Bild eines kühlen, fatten, unerschütterlichen Wesens, einer Art menschlichen Urschweins; diese beiden Mächte, der musterhafte Verstand und die klassische Selbstsucht, haben sich zur Bildung eines solchen Sohnes vereinigt und in ihm vertragen.“

Die geniale Frau hat ausgesprochen, was als stumme bescheidene Sehnsucht in den Herzen von Tausenden lebt, und wenn sie von der Höhe ihrer docta ignorantia herab gegen die wahrhaft ignorante Wissenschaftlichkeit beschränkter Adepten und gegen den bösen Wissenschaftsbetrieb unserer Zeit predigt, so weiß sie sich Schulter an Schulter mit den Größten dieser Erde, mit Christus, Luther und Goethe, an die sie sich anlehnt. Die Worte: Befähige ich alle Weisheit dieser Erde und hätte der Liebe nicht usw., dürften als Motto über Ricarda Buch's Buch stehen. Getrieben von der Verzweiflung, die erwächst, wo die edelste Leere der wichtigstenden Verstandeswelt durchschaut ist, flüchten viele in die dunklen Reiche des Occultismus; wie ja auch Faust zunächst sich der Magie ergibt, weil so kein Hund mehr länger leben möchte. Aber das ist ein Irrweg, der nicht zur Gesundung führt. Aus der Sackgasse, in die die verstandeswissenschaftliche Menschheit geraten ist, führt keine occulte Wissenschaft und kein unklarer Mystizismus, sondern die tiefe ewige Wahrheit unsres persönlichen Wesens, Begeisterung, Wille und Phantasie, Liebe. Das alte Wahre, faß es an. Die Ueberzeugungen Ricarda Buch's werden die Zukunft haben, oder wir werden keine Zukunft mehr haben.

Seitdem jener kalte Engländer, Francis Bacon, die Führung des menschlichen Geistes übernahm, „seitdem gibt es Wissenschaft, eine Kenntnis der vom Individuum abgelösten Natur. Diese Natur aber ist nicht lebendige, sondern entgeistete Natur oder Stoff und Kraft; Stoff und Kraft, willenlos und bemußlos, stehen unter dem Geies. Die entgeistete Natur ist ent-

weder durchaus leidend oder durchaus tätig, während die beseeelte Natur rhythmisch ist, sich in unzertrennlichem Wechsel von Tätigkeit und Ruhe bewegt. — Bacon stellte der Menschheit ein neues Ziel auf, nämlich Beherrschung der Natur durch die Wissenschaft. Das Ziel des Menschen ist danach nicht mehr seine Höherentwicklung, welche zur Verklärung im Tode führt, sondern seine Herrschaft, die sich auf Erden vollzieht. Aus dem jenseitigen Ziel ist ein irdisches geworden, aus dem unendlichen ein endliches. — Der nackte Verstand, der die Menschheit auf den sibirischen Eisweg des Ruhens wies. — Bacon zeigt die Mittel, die der alternden Menschheit bequem waren, die Göttlichkeit nicht durch Vervollkommnung ihres Wesens, sondern durch Vervollkommnung ihrer irdischen Existenz zu erreichen.“ Diese Gedanken Bacons finden ihre konsequente Aus- und Weiterbildung in den ethischen Systemen des Utilitarismus, die in England typisch ausgebildet wurden. Wir sehen die Urwurzel bloßgelegt, aus der Materialismus, Egoismus, Mechanismus, äußere Zivilisation statt innerer Kultur erwachsen, alle die Todfeinde echten göttlichen Menschentums. „Es ist an sich nicht unmöglich, daß durch das Übergewicht des Kopfs über das Herz der Mensch aus dem Ebenbilde Gottes zu einer Art Hintertier wird, nämlich zu einem Tier, das nicht Vorläufer des Menschen, sondern sein Nachzügler ist. Es läßt sich denken, daß die Erde auf diese Art aufhört, Schauplatz der schaffenden Gottheit zu sein. — Der Verstand ist keine Kraft, denn er schafft nicht; er ist eine Auflösungserscheinung. — Zwei Welten werden sich immer bekämpfen: die französisch-amerikanisch-westliche und die germanisch-orientalische, die des Aufgangs; die Welt des mechanisierenden Verstandes und der Selbstbeziehung und die der schaffenden Phantasie und Liebe, die den Gegensatz des Hasses, der Sünde und der Uebel einschließt.“

Zwischen diesen grundsätzlich unveröhnlichen, gegensätzlichen Geistern, wie zwischen Ormuzd und Ahriman, wogt der Entscheidungskampf auf unsrer Erde; von seinem Ausgang hängt es ab, ob wir in einer göttlichen Welt leben oder in einer Arena wilder Tiere. Es ist der Kampf zwischen Nationalismus und Religiosität, zwischen Materialismus, Mechanismus und Zivilisation einerseits und Freiheit, Heroismus, Begeisterung, Schöpferkraft, Liebe, Kultur andererseits. Hinter unsern inneren und äußeren Kriegen, unserer ganzen historischen Entwicklung stehen treibend diese Mächte. Aber diesen Kampf entscheidet Gott und gegen sein Wesen können Schatten, wie Nationalismus und Materialismus nicht aufkommen.

„Das reine Denken — ist gesehmäßig und sein Ergebnis richtig; aber es ist weder wahr noch wirklich. — Die geschlossenen Systeme des Verstandes können in sich selbst leicht richtig sein; aber sie schweben in der Luft wie Seifenblasen und zerplatzen vor der schwellenden Gestalt des Lebens. — Der erstarrte, eigentlich der tote Mensch hat sich mit einer starren Natur umgeben, die nach Gesehen abläuft, mit einem Mechanismus. Dies ist der Tempel der Wissenschaft, den Bacon forderte und den die Menschheit, ihm gehorchend, errichtet hat. Der produktive Mensch zerbricht Tempel in jedem Augenblick, wo

er Neues schafft.“ Hegel und Goethe, der Philosoph und der Dichter der Entwicklung haben es ausgesprochen, daß produktive Entwicklung notwendig auch zerstörend ist. Jede neu errungene Entwicklungshöhe muß den vorherigen Zustand vernichten. Entwicklung ist Protestieren gegen das Bestehende, und in Unendlichkeit dieses Protestierens, dieses Aufhebens dessen, was ist, um einem Besseren Platz zu schaffen. „Größe ist vor allem produktive Kraft, und weil sie schaffend ist, ist sie auch zerstörend; wegen dieses unzertrennlichen Widerspruchs nennen wir sie dämonisch.“ Die Sucht der neueren Zeit, das gesamte Leben allgemeinen Sätzen zu unterwerfen, „diese Denkensart hat dahin geführt, allgemeine Gesetzbücher zu machen, und sie wird zum Despotismus auf allen Gebieten, zur Schablone, zur Unterdrückung der Genialität des Lebens, der Natur führen“ — zum Mechanismus. „Der Verstand, der zurückbleibt, wenn die Hochflut des Geistes sich gelegt hat, verfährt systematisch und sucht die bunte Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens zu töten.“ Im Gegensatz zur Einförmigkeit des Grundsatzes steht die lebendige, widerspruchsvolle, kämpfende Persönlichkeit; gegen den abstrakten Verstand die konkrete Lebendigkeit. „Der Verstand, mit abstrakten Begriffen operierend, will sich immer zum System schließen, während das schaffende Leben sich rundet, ohne sich zu schließen. — Der Verstand kann nur trennen und zusammensetzen; wird das Lebendige getrennt, so ist es nicht lebendig mehr.“

Wir, Herren des Verstandes, der nur ein helfender Teil von uns, ein Anhängsel, ein Appendix unseres Sinnesapparates, bauen durch diesen Verstand einen Riesenmechanismus um uns auf, der uns schließlich zu erdrücken droht; der Schöpfer der Kette ist schließlich noch dankbar, sich selbst als bescheidenes Glied in die Kette einzufügen. Unsere ganze neuzeitliche Kultur ist dem Mechanismus verfallen, den sie selbst aufgerichtet hat; — am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten. — Aus diesem beängstigenden Traum gilt es zu erwachen; wir dürfen nicht erstickt in Fesseln, die wir selbst angelegt haben. Aus dieser Sackgasse der omnipotenten Wissenschaft muß sich der freie Geist zurückfinden zu seinem Wesen. Wir sind nicht mechanisch-causal bedingte Wirkungen — als welche allein der Verstand uns auffaßt — sondern wir wollen sein, was wir in Wahrheit sind nach unserer göttlichen Wesensart: freie selbsttätige Ursache.

Wie große Künstler uns befreien von all dem Wust zufälliger, gleichgültiger, konventioneller Bestimmtheiten und uns zurückführen zum Urquell der Erscheinung; unsere Augen, die vom Wirrwarr durcheinanderschießender Scheinwerferstrahlen geblendet sind, wieder empfänglich machen für die sonnigen Urwunder der göttlichen Gestaltung; uns von der dumpfen und dummen Anbetung des glimmenden, gleichenden und stinkenden „Dy-Kopros“ (Spitteler) zurückbringen zur beglückenden beseligenden freien Anschauung des reinen göttlichen Lichtes; so muß uns die Rückkehr und Einkehr in unser wahres ewiges Wesen aus allen den liliputanischen Verwicklungen und Hemmungen des gemeinen und so komplizierten Alltags lösen und zum so lichten und einfachen Gott in uns zurückführen. Dieser Gott, und damit unser eigenes wahres Wesen, ist das freie Schaffen aus Schaffensfreude heraus, ist das liebevolle Umfassen alles Geschaffenen als des Eigenen, ist die alles umfassende große Persönlichkeit. „Persönlichkeit nennen wir diejenigen Menschen, in denen die gesamten Kräfte des Körpers, des Geistes und der Seele tätig sind oder wenigstens vorübergehend tätig werden können. — Menschen, die fähig sind, ihre Gesamtkraft, wozu auch der Körper gehört, auf einen Punkt wirken zu lassen, nennen wir Persönlichkeiten. — Die Welt muß täglich neu geschaffen werden und die Kraft, welche alles Vergangene geschaffen hat und alles Künftige schaffen wird, ist — die Phantasie im Verein mit einem Einzelwillen, der Vertreter des Ganzen ist. Sie ist dem Verstande nicht entgegengekehrt, sondern schließt ihn ein. — Goethe: Die exakte Phantasie schließt den Verstand ein. — Trennt man beide voneinander, so hat man auf der einen Seite die Logik und auf der anderen die gefehlos schweifende Phantasie. — Das Künftige ist im Innern der Natur verborgen; nehmen wir es heraus, so bleibt allein das Aeußere, das Tote, der bloße Stoff. Nur der Stoff steht unter dem Gesetz und Stoff ist alles das, was keine Zukunft mehr hat. — In der natürlichen Schöpfung gibt es nichts Totes, sondern fortwährende Verwandlung. Das Tote liegt in der Gesinnung und zwar in der Gesinnung des sich selbst erhaltenden, des auf sich selbst gerichteten, auf sich selbst beschränkten Menschen; es gibt also eigentlich nur geistigen, keinen körperlichen Tod. — Mit der Begründung der Herrschaft der Wissenschaft begann die Entpersönlichung des Abendlandes. — Der Mensch ist ein Kämpfer, und weil er ein Kämpfer ist, ist er Gott-Mensch. — Die Sprache der Phantasie und des Glaubens ist persönlich, die der Wissenschaft unpersönlich. — Was das wissenschaftliche Denken begründet, ist also eine Schwächung, ein Auflösungszustand, ein Alterssymptom. — Mit Bacon fängt die selbstbewusste Kraft der abendländischen Menschheit, die unbewusste Kraft zu überwiegen an. Sie wird aus einer fühlenden und kämpfenden zu einer denkenden. — Dies eine unterscheidet den modernen Menschen vom antiken

und mittelalterlichen, wir können auch sagen, den alternden, erstarrten vom jungen: das Ausgehen vom Bewußtsein anstatt vom Unbewußten. — Wenn wir von Kräften sprechen, wo jene von Göttern sprachen, sind wir deswegen nicht klüger; wir tun es, weil wir wesentlich selbstbewußt denkende Menschen sind, und von Gedanken ausgehen, während die Menschen früherer Zeit und die hervorragenden Menschen aller Zeit ganze Menschen sind, denen sich, weil sie sich ganz, körperlich, seelisch und geistig betätigten, auch die Welt in allen ihren Erscheinungen zum individuellen Ganzen rundet. — Das Selbstbewußtsein bezeichnet allerdings einen Höhepunkt im Bewußtsein innerhalb der Menschheit, nicht aber als dauernder Zustand, sondern als Schwungbrett, so möchte ich sagen, zu seinem Gegenteil, zum Dinausgehen über sich selbst und Einmünden in das Bewußtsein eines größeren Ganzen durch Liebe oder Begeisterung. Wir können uns von der Möglichkeit eines individuellen Daseins ohne Selbstbewußtsein eine Vorstellung machen, wenn wir an die Ekstase denken, an das völlige Sichselbstvergessen, welches von einigen Menschen vorübergehend schon im Leben erreicht wird, auf Augenblicke, und bis zu einem gewissen Grade jedem bekannt ist. — Das Selbstbewußtsein ist nur als Mittel zum Ueberbewußtsein zu brauchen. — Persönliche Freiheit, nicht Straffreiheit, sondern Verantwortlichkeit und Schöpfungskraft, das ist, in zwei Worte gefaßt, das Wesen des Christentums, der Glaube an den schaffenden, persönlichen Gott, der die Kräfte des unpersönlichen, in Gefährlichkeit und Zählenspotte erstarrten Lebens mit millionenfacher Blütenpracht durchflammt. — Shakespeares Wunderwelt, reichlich bewundert von den schwächeren Geschlechtern, die, nachdem der Genius seinen Zaubersab ins Meer versenkt hatte, sich dem Metermaß seines Zeitgenossen Bacon unterwarfen. — Decadenz liegt eben darin, daß, weil vom Verstand und nicht von der Phantasie ausgegangen wird, nichts Neues geschaffen wird und also kein Ausschlag in die Zukunft mehr möglich ist, wenn anders unter Zukunft nicht ein bloßes Weiterlaufen, sondern ein organisches Weiterwachsen zu verstehen ist. — Bacon wollte die Natur nicht mehr ex analogia hominis betrachtet wissen; Goethe betont immer wieder, wie durch die Ablösung der Natur vom Menschen sie entpersönlicht, entgeistet, zum Stoff gemacht wird. Goethe: Das Subjekt ist bei allen Erscheinungen wichtiger als man denkt. Goethe setzte der entpersönlichten modernen Wissenschaft eine Weltanschauung entgegen, welche den Menschen auffaßt, als aus der Natur hervorzuhelfend, von ihr umfassen, von ihr lernend und zugleich sie leitend und beherrschend. Die Urgefühle sind ihm aufs Innigste mit der Unpersönlichkeit Gottes verbunden, der Liebe und Vernunft nicht hat, sondern ist, des Ewig-Unerforschlichen, Ewig-Anzubetenenden, der dieser Gesetze sich mit persönlicher Freiheit als persönlicher Herr bedient. Goethe — gegenüber „erwiesenen Tatsachen“ — ein Factum gelte nicht, insofern es wahr sei, d. h. geschehen sei, sondern insofern es bedeutend sei.“

Goethe spricht bekanntlich von der Wahrheit, die ihm gemäß sei, die sich bereichernd und vertiefend in den Kreis seines Geisteswesens einfüge, während er diejenige entschlossen von sich weist, die geeignet wäre, seine geistige Welt zu zerstören. Aus dieser persönlichen, lebendigen, tätigen, organischen Weltauffassung Goethes erklärt sich auch sein Gegensatz zu dem Physiker Newton, dem Verstandesmenschen, in der Farbenlehre. „Goethe wies darauf hin, daß das Operieren mit Ursache und Wirkung durchaus nicht zur Entwicklung einer Wahrheit geeignet ist; die nächsten sachlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten, weshalb wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist. — Sicherlich ist es doch die schaffende Kraft in der Natur und im Genius, die die Welt geschaffen hat und schafft. — Das Reich Gottes ist das Reich der Natur, wenn wir nur nicht vergessen, daß in der Natur ein individueller Wille lebt, der nach dem Vollkommenen strebt, dem das Bild des jeweils Höheren voranschwebt, in das er sich verwandeln soll. Den Gegensatz zum Gottesreich bildet die Welt oder das Reich des Menschen, der mit dem Verstand nach seinem Nutzen strebt. — Im Kosmos, der einen unendlichen, ewig fortwirkenden Organismus bildet, sind die auf sich selbst bezogenen Individuen tote Punkte, Stoffwechselreste, die ausgeschieden werden müssen, wenn sie nicht wieder zur Selbsttätigkeit gebracht werden können. Es muß ja auch im Einzelorganismus das Tote, das Gestrige, das, was sich nicht in Fortwirkendes verwandeln ließ, fortwährend ausgestoßen werden. — Die Welt ist nichts Gewordenes und Fertiges — sonst wäre sie ja tot — sondern etwas werdendes, das beständig durch die Kraft des Menschen, Willenskraft und Phantasie, geschaffen werden muß, um zu sein. Diese schaffende Kraft im Menschen ist eine unbewusste, nicht von ihrer Willkür abhängige; nur so lange und so weit die Menschheit überwiegend unbewusst ist, entwickelt sich die Welt nach göttlichem Plan. — Aus dem Unwillkürlichen geht der Trieb zum Ganzen hervor und der bewusste Wille hat es in sich aufzunehmen. — Alles Menschliche will Dauer; Gott will Verwandlung. — Nur so lange wir uns als verwandlungsfähig erweisen, leben wir; unser Untergang besteht darin, daß wir in bequem gewordenen Zuständen erstarrten.“

Tot ist also der auf sich selbst, seinen Nutzen, seine Erhaltung in Erstarrung gerichtete egoistische Verstand des materialistischen Philisters; lebendig göttlich ist der selbstvergessen schaffende, ruheloze, nach außen aufs Ganze gewendete, nach Vollendung strebende Genius, feind allem breiten Beharren, aller trägen Stagnation, der faustische Mensch. Entwicklung nach höheren und immer höheren Idealen, nicht sein und bleiben, nicht beruhigt auf dem Faulbett liegen, die Kraft, von Sehnsucht nach Vollkommenheit entfaßt, die das Göttliche wirken will in diesem Leben, das ist der Gott, der Gott-Mensch auf der Erde. „Zwischen Mann und Weib sind die Rollen so verteilt, daß der Mann wesentlich selbstbewußt, die Frau wesentlich gottbewußt ist und sein soll. — Der Gott-Mensch ist Mann-Weib, so aber, daß das Wesentliche, nämlich die Richtung auf das Ganze, das Übergewicht hat und den Mann so umwandelt, daß er seine Einzelkraft für das Ganze einsetzt. — Das männliche Geschlecht vertritt demnach das Nützliche und Zweckmäßige, das weibliche die Phantasie oder, soweit es Menschen betrifft, das Schöne, Gute und Wahre.“

Der geniale Mensch ist der concrete, volle Mensch, in dem die Abstraktionen Mann, scharfer Verstand, und Weib, weiches

Gefühl, zu einer fruchtbaren lebensvollen Einheit zusammengefaßt sind. Führend in dieser Ganzheit ist die produktive Phantasie, der der Verstand lediglich dient. Faust hat alle Quellen erschöpft, die seinen Egoismus speisen konnten, vom sinnlichen Genuß und dem Genuß des Wissens bis zum ästhetischen Genuß der höchsten Schönheit; sein wahres Innere bleibt unbefriedigt, bis ihm, in Gretchen's vergehender Gestalt symbolisiert, die helfende Liebe den Weg aufwärts zeigt zu seiner Heimat. Das Ewig-Weibliche — die Liebe — zieht uns hinan; ohne sie keine Erlösung für den Geist.

Die Dichterin ist Seherin und Predigerin; möchte sie auch Seelenzwingerin sein; möchte das Buch, das ein Aufschrei der geknebelten göttlichen Seele ist, nicht nur zu denen dringen, die gleicher Ueberzeugung sind, sondern auch in die Hände, ja in die Herzen derer gelangen, für die es bestimmt ist, die kalten Verstandesmenschen, und in ihrem Busen die heilige Flamme entfachen, die dort unter dem Schutt toter Wissenschaftlichkeit begraben liegt; möchte es dazu beitragen, wieder mehr Liebe in die Menschheit zu bringen. Die Gemeinde der Liebenden wird es sicher enger zusammenschließen, stärken und erwärmen.

Friedrich Meß / Lößland und Keuperberge im Kraichgau.*)

In seinen „Glücksinseln und Träumen“ hat Friedrich Meß in Wahrheit und Dichtung dem Kraichgau, dem ein gut Teil seiner Jugend gehört, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Aber viele, auch die meisten seiner badischen Landsleute, sind an diesem Kunstwerk achlos vorübergegangen. Vielleicht erklärt sich das aus dem geringen Verständnis für geographische Werke überhaupt, vielleicht ist aber Meß selber ein wenig mit daran schuld, hat er doch darin willkürlich die Namen der Orte im Angelbachtal und um den Steinsberg so verändert, daß sie viel ferner gerückt erscheinen mußten. Oder es geht vielen, wie es Meß selber erst gegangen ist: das Land schien auf den ersten Anblick der natürlichen Reize bar und arm an geschichtlichen Erinnerungen.

In der Geographie nennt man unser Land ein welliges Land, ein welliges Hügelland. Wer diesen Namen liest, ohne das Land gesehen zu haben, was kann er sich dabei denken? Ich habe mir auf der Schulbank gar nichts dabei gedacht oder wenn ich mich einmal zum Denken aufschwang, so erweckte das Wort „wellig“ höchstens die Vorstellung, wie unterhaltend es sein müßte, eine wellige Wiese herab zu rollen, wo man von dem Stoß der oberen Welle aus dem Tal darunter über die zweite Welle wegbeordert würde, und so immer weiter mit beschleunigter Geschwindigkeit. Jetzt, wo ich es jahrelang gesehen habe, weiß ich das ganz anders. . . . Man geht leicht einen Abhang hinab, ohne es zu merken, zehn Schritte vielleicht, und wie man sich umsieht, ist der Hof verschwunden, der eben noch hinter uns stand, vielleicht sieht man eben noch seinen neu aufgesetzten Schornstein, das einzige Weisse zwischen Himmel und Wiese, zwischen Blau und Grün an dem braunen Hause. Dafür taucht auf der andern Seite ein glänzender Kirchturm auf oder die Kreuzung von zwei Dachscharren oder die lange Horizontale eines Scheunendaches. . . . aller paar Schritte ändert sich das Bild, immer ist es im Wachsen oder Abnehmen, wie angesteckt vom Mond in seiner Wandelbarkeit. Ein solches Land zerlegt die Aussicht in Höhenstufen.“

Führte bei dieser Schilderung mehr die Poesie die Feder, so sagt Meß an anderer Stelle in freier wissenschaftlicher Form, was die Ursache der niedrigen Hügelwellen ist: das Gestein und die geringe Meereshöhe.

In dem scheinbar so regellosen Formengewirr, in dem ewigen Auf und Ab der Hügel ist doch System. Von den waldbigen Höhen des Schwarzwalds und des Odenwalds, die in Süd und Nord den Rahmen unseres Gaues spannen, fallen die Schichten gegen die Mitte der Landschaft ein und jede Gesteinsgrenze schafft neue Stufen und Ebenen. Dazu kommt eine große Zahl mittlerer und kleiner Bäche, die das Land zertalt haben.

Mehr aber als der Gesteinswechsel und der Gegensatz von Berg und Tal ist die Lößdecke schuld an der Unruhe im Landschaftsbild. Denn unter dem Löß sind alle die mannigfaltigen Gesteine des Buntsandsteins, des Muschelkalks und vieler Keuperstufen begraben.

In einer Steppenzeit, nach der Vereisung, haben Weststürme den kalthaltigen Staub in das niedere Land hineingetragen, er erfüllt alle Täler und baut alle flachen Hügel auf und liegt über das Land gebreitet wie eine Schneedecke. Freilich stimmt seine gelbe Farbe zu diesem Bilde nicht ganz.

Stellenweise, vornehmlich im Windschatten der Hügel, ist die Lößdecke so mächtig geworden, daß manche der kleinen Bäche erstickt worden sind. So mag auch manche Unebenheit

*) Nach einem Vortrag, gehalten bei der diesjährigen Jahresversammlung der „Badischen Heimat“ in Bruchsal.

I. des Untergrunds verhüllt sein, aber da der Löß selber der Verwitterung anheimgefallen ist, Hohlwege ihn zerfurchen, Feld- und Weinbergsterrassen die gleichmäßigen Gänge zerstückt haben, ist die Unruhe noch größer geworden, als sie ohnehin durch den bunten, raschen Gesteinswechsel wäre.

Wenn in Kraich ein norddeutsches Kreuz steckt und dieses Kreuz bedeutet, so sind die Namen von Bach und Gau vorzüglich gewählt. Weiter nördlich heißt deutlicher ein anderer Bach auch der Reimbach und das große, durch sein großes Portlandzementwerk weltbekannte Dorf Reimen, das am Nordrand des Kraichgaus liegt, wird mundartlich „Rehme“ genannt, und der Volkswitz fügt noch erläuternd dazu: „Rehme liegt nicht weit vom Dred“. Kartbesitzende Topographen allerdings meinen, daß der Name des Weingarterbaches zutreffender sei als der der Dredwala, wie man früher lernte, und haben diesen aus der Karte getilgt.

Mag das uralte Licht, das von den weißgelben Lößäckern zurückgeworfen wird, dem Auge des Städters weh tun, mag mancher, der im Gebirge daheim ist oder in der weiten Stromebene, die Hügelwelt des Lößlands langweilig finden, dem Bauer im Kraichgau ist das Lößland ein paradiesisch Land, wo Milch und Honig fließt. Mitleidig nennt er die Bäuerlein, die drüben am felsigen Talhang im malerischen Neckartal sitzen, bei Zwingenberg und andern Orten, arme Ritter. Wie der Kraichgaubauer den Lößboden wertet, so mag ihn auch der Bauer im rheinischen Lößland betrachten. Gelb ist dort die Farbe, die man für das Festgewand gewählt hat, und der Lößstaub, der sich dort auf den Dächern niederlägt, wird als ein allüberreichendes Geschenk der Götter angesehen.

Heute hat ja auch der dem Boden entwurzelte Großstädter wieder mehr Verständnis für solche Gedankengänge. Es ist in der Tat so, nicht die hunderttausende Rentner Sala, die im Kraichgau aus der Tiefe geholt werden und wurden, hieß doch in karolingischer Zeit die Grafschaft, deren Sitz in Bretten war, geradezu der Salzaan, nicht die Steine oder andere Bodenschätze machen den Reichtum des Landes aus, sondern lediglich die Fruchtbarkeit seines Bodens. Hinzu kommt die Milde des Klimas, das als die Fortsetzung des warmen Klimas der Rheinebene erscheint, ohne dessen Nachteile und mit allen seinen Vorzügen, besonders im sonnigen Bruchrain. Wer kennt nicht die Kirchenorte Unterzöschheim, Unterzombach, und noch gedeiht in Keutern, in Rotenberg ein ordentlicher Wein. Die Feldarbeit ruht auch im Winter nur kurze Zeit. Selten liegt für Wochen eine dicke Schneedecke auf dem Land, und es geht dann allerdings dem Kraichgau auch etwas von der Schönheit des Winters im Gebirge ab.

Das Lößland ist aber auch so voll Licht und Wärme, weil der Wald nur in Parzellen noch vorhanden ist und nur die Hügel abgelegener Gemarkungsteile krönt. Das Lößland war aber ein waldarmes Land von Anfang an. In der Grassteppe schlug sich der Staub nieder und in die waldfreie Steppe sind seit uraltesten Zeiten die Menschen gezogen und haben den Wald nicht recht aufkommen lassen oder ihn weiter zurückgebrannt.

Grün ist dieses Land daher nur im Frühling, wenn sich die Saaten im Winde wiegen, wenn die Wiesen und der Wald sich wieder beleben. Dunter ist das Bild des Herbstes; im Sommer aber ist das Land gelb und braun von der Farbe des Bodens und des Stroh- und der Aehren, und man sieht dann erst, wie wenig Wiesen es hierzulande gibt. Freilich, wer nur im Tale wandert, wer nur im Eisenbahnzug das Land durchweilt, hat einen andern Eindruck: Nach den Wiesenflächen ist das Angelbachtal genannt, von den Wiesen hat das

Dorf Grombach im Amt Sinsheim, die Dörfer Wiesenbach, Unter- und Obergrombach ihren Namen.

Auf den Talböden stehen stille Bäche ihre Bahnen, niemand hat es hier eilig. Man macht keine Seitensprünge, Wasserfälle und Stromschnellen sucht man vergebens, alles erscheint ausgeglichen.

Es war dies ein bequemes Land für die Völkerzüge, für die Einwanderer, die sich hier festhaken wollten. Das Tor in dem Gebirgswall, der sich auf der Ostseite der ober-rheinischen Ebene erhebt.

Hier reißt die Geschichte nicht ab und läßt sich in die frühesten Tage des Menschengeschlechts verfolgen. Die Jäger der älteren Steinzeit, die Hirten der jüngeren Steinzeit, die Viehzüchter und Bauern späterer Zeiten haben ihre Spuren hinterlassen und stets bleiben ihre Wanderungen und Siedelungen mit dem Löss verknüpft.

Außerordentlich groß ist die Zahl der römischen Gutshöfe, die man auf sonnigen Lösshügeln, am häufigsten in der Nähe der „Hochstraßen“ aufgedeckt hat. Der Kraichgau ist, soweit er von Löss bedeckt ist, auch alles germanisches Siedlungsland. Reihenräuber der Alemannen und Franken wurden vielfach in Drien geöffnet, die auf „ingen“ oder „heim“ endigen, Orte, deren hohes Alter urkundlich bezeugt und deren Namensgeber Alemannen und Franken waren: Wödingen und Nödingen, Singen (Singenen) und Söllingen, Destringen und Eppingen, Sinsheim und Heidelberg, um einige zu nennen.

Auch die Herrschaft des Germanendorfs und der Gemengelage der Necker beweist, daß wir in altem deutschen Siedlungsland sind. Der Wald, er ist freilich bescheiden an Umfang, gehört den altfreien Bauerngemeinden, wo Wiesenflächen sich breiten finden wir Allmenden, städtische Rathäuser verkünden die alte Selbstständigkeit der Dörfer. In den breiten, löß-erfüllten Tälern drängt sich die Bevölkerung zusammen. Auf den Höhen ist es stiller. Der Löss schluckt das Wasser und sammelt es aber auch in tieferen Lagen. Brunnen sind dort trügerisch und Quellen sucht man im Löss vergeblich. Darum stehen auf den wasserarmen Höhen nur Gutshöfe, meist jüngeren Datums. In kleinen Seitentälchen findet man wohl auch kleine Dörferlein, aber wie bescheiden ist deren Volkszahl, deren Bemerkung und Vermögen gegenüber den großen Dörfern in den Haupttälern.

„Gott mag sich über Neuenbürg erbarmen“. Mit diesem Stokienfaer schließt eine der Ortsneckereien des Kraichbachtals.

Ganz ungünstig aber werden die Siedlungsbedingungen dort, wo durchlässige Kasse und Sandsteine den Löss unterteufen. Darum ist die Karstlandschaft nördlich Pforzheim so reich an untergegangenen Dörfern = Reidslingen und Dallfingen und Weiber. Alles Wasser versinkt dort in die Tiefe und tritt erst im Kämpelbachgebiet wieder zutage, in großer Fülle manchmal, so daß die Karstquelle in Springen alsbald eine Mühle zu treiben vermag.

Die Getreidemühle gehört zum Bild dieses Landes, wie die Bretterfäße zu dem des Schwarzwalds, und es bleibt der Kraichgau bis auf diesen Tag eine der wichtigsten badischen Kornkammern. Nur ist das Korn hier nicht der Roggen, sondern Weizen und Dinkel.

Das Lössland ist auch das Städteland. Wo draußen in der sandigen, walderfüllten Ebene alte Städte fehlen oder doch selten genug sind, zählt man hier deren bald zwei Dutzend. Bei dieser großen Zahl wird dabei niemand wunder nehmen, daß sie alleamt klein geblieben sind.

Eine frühe und hochentwickelte Landwirtschaft, eine dichte Bevölkerung schuf bald die Bedingungen für einen inneren Markt. Die wichtigeren der Kraichgaustädte sind darum Kaufmanns- und Handwerksstädte, deren Kundenschaft die Bauern draußen in den Dörfern sind. Daß der Markt am Sitz einer Abtei wie in Sinsheim, fiel er zusammen mit einem königlichen Hof wie in Bruchsal oder mit dem Grafensitz in Bretten, so lagen die Marktbedingungen doppelt günstig. Auf königlichem Gut erhob sich Eppingen; Sinsheim, Heidelberg und Waibstadt führen den Reichsadler noch heute in Wappen und Siegel.

Aber auch andere machten Städte und zuletzt kamen noch einige ritterschaftliche dazu, Neckarbischofsheim, Ruzenhausen, Kürnbach.

Durch den Kraichgau führen alte und neue Verkehrsstraßen und manche davon haben internationale Bedeutung bis auf diesen Tag. Das verlockte zu immer neuen Stadtgründungen und immer bescheidener wurde ihr Umfang und immer größer der Spott der Bauern, der sich an sie heftete.

Sind manche ein Paradies der Speichbürger, haben die meisten doch regen Anteil an dem wirtschaftlichen und geistigen Leben der Nation, und die Tage des Handwerks sind hier weniger gezählt als anderswo. Dafür sorgen schon die konservativen Lebensgewohnheiten der Bauern.

Da und dort sind auch aus Handwerksbetrieben Industrien entstanden. Wo aber heut der Kraichgau industrialisiert erscheint, gilt dieses Urteil weniger den Städten als den Dörfern. Der Reichtum des Bodens ließ die Bevölkerung zu rasch anwachsen und begierig griff man im Bruchrain zum gewerblichen Tätigkeits. In die Tabakfabriken gehen Tausende und eine nicht viel geringere Anzahl von Arbeitern geht nach Durlach und Karlsruhe, nach Bruchsal und Pforzheim in industrielle Unternehmungen anderer Art.

Besonders spät angelegte Burgdörfer erschlossen sich rasch der Industrialisierung. Dort waren Siedlungs- und Besitzverhältnisse nicht günstig für eine gezielte landwirtschaftliche Entwicklung.

Der Kraichgau ist auch das Adelsland im badischen Unterland; in einem besonderen Ritterkanton des Kraichgaus schloß er sich zusammen. Für Hochburgen, wie sie das späte Mittelalter kennzeichnet, gab es allerdings wenige geeignete Punkte. Plätze, wie sie der „Weilerturm“ auf dem Steinsberg, die Ravensburg bei Sulzfeld gefunden, sind selten. Der Kraichgauadel ist aber auch älter als diese Hochburgen und zur Stafsage der Landschaft gehört hier das Wasserschloß wie draußen in der Ebene, wo das Schloß Kislau den Bruchrain deckte.

In vielen Dörfern sind die Wasserburgen ein besonderes Schmuckstück im Ortsbild, und manche träumen unter hohen, seltenen Bäumen von vergangener Mitterherrlichkeit. Aber die Rittergeschlechter sind nicht ausgestorben — das alte patriarchalische Verhältnis zu der Bauernschaft hat heute wohl ein anderes Gesicht bekommen, zerstört kann es nicht werden. Zu eng sind gemeinsam-wirtschaftliche, geistige und kulturelle Bande.

Einstmals war der Kraichgau und die ritterschaftlichen Gebiete vor allem ein unruhiges Land. Nicht nur die Städte umgaben sich mit Mauern und Toren, auch viele Dörfer waren befestigt. Heute noch erkennt man den Schanzgraben in Nicken, Wüstadt war umfaßt, in Hoffenheim war wenigstens der Friedhof befestigt, und erwähnt mag werden die mit Schießscharten versehene Kirche von Neuenbürg.

Wie viele Kriege haben ihren Weg durch den leicht zugänglichen Gau genommen und der Freund guter alter Baukunst vermißt oftmals in vielen Städten und Dörfern altertümliche Schönheit.

Ein eigentümliches Geschick hat den christlichen Adel deutscher Nation im Kraichgau mit dem Judentum zusammengeführt. In manchen ritterschaftlichen Dörfern machen die Juden einen erheblichen Teil der Bevölkerung aus. Wie viele Juden, die heute in den Großstädten wohnen, mögen aus ihren Namen ablesen, daß ihre Wohnsitz einst in Kraichgauorten waren. So sind auch die Judenfriedhöfe ein besonderes Kennzeichen des Landes, und es gehört der jüdische Waldfriedhof auf dem Eichelberg zu den stimmungsvollsten Plätzen des Landes.

Bestehen da und dort wohl Spannungen, konfessionellen Streit liebt man in diesem Lande nicht, und gar wo man kurpfälzisch war, besleichte man sich einer weitgehenden Toleranz.

Bunt, wie die frühere politische Landkarte, ja noch bunter wie diese erscheint so die Verteilung der Konfessionen. Dazu kommt, daß Kriege, Wanderungen aller Art die Menschen bunt durcheinanderwürfelten.

Einheitlicher erscheint hier vielfach das Rennerberaland. (Schluß folgt.)

L u d w i g M a r r / E i n T a g.

Am Waldrand von der Wiese dehnen
sich Düste liebesuchend übers Land;
weit in der Ferne haucht ein blaues Band
Erfüllung einem überstarken Sehnen . . .

So müht' es sein, wenn man im Gotteshaus
mit der Geliebten zum Altare schreitet:
so still im Du, und doch so gottgeweitet,
wie dieser Weg ins heil'ge All hinaus.

Wie meine Seele schauernd Freiheit spürt
in diesem Schönheit-Trinken ohne Grenzen!
Ein Danken . . . und ein großes, stilles Glänzen . . .
Das ist ein Tag, der einst zum Heimweh wird.